



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Charakterbilder aus der deutschen Restaurationsliteratur : Ludwig Achim  
von Arnim, geb. 1781, gest. 1831.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Charakterbilder aus der Deutschen Restaurations- literatur.

Ludwig Achim von Arnim,

geb. 1781, gest. 1831.

Arnim könnte schon wegen seiner poetischen Gaben Interesse genug erregen, um zum Gegenstand einer psychologischen und ästhetischen Studie gemacht zu werden; er wird aber für uns noch ungleich wichtiger dadurch, daß wir an ihm das charakteristische Bild einer nicht bloß literarischen, sondern sich über alle Zweige des Lebens verbreitenden Richtung des Geistes beobachten können. Er hat zu seiner Zeit, wo viel untergeordnetere Talente eine glänzende Stellung einnahmen, im Ganzen sehr wenig Erfolg gehabt, hauptsächlich weil er mit seinen Absichten und Tendenzen nicht deutlich hervortrat, während die anderen Dichter und Philosophen so laut als möglich ihre Ansichten und Sympathien verkündeten, und wenn es ihnen auch an Gestaltungskraft fehlte, was sie wollten, wirklich in's Leben zu rufen, doch wenigstens sehr vernehmlich sagten, was sie wollten. Arnim's Dichtungen aber sind recht dazu geeignet, jeden Leser, welcher Tendenz und welcher Bildungsstufe er auch angehören möge, in Verwirrung zu setzen. Abgesehen von dem seltenen Talent zur Darstellung, das an sehr vielen Stellen hervortritt, werden wir bei ihm auch von Zeit zu Zeit durch eine zugleich tiefe und univervelle Bildung überrascht; dann aber kommt unvermittelt eine Reihe von Absurditäten, die so übermenschlich sind, und so vollkommen jede Möglichkeit abschneiden, einen Faden zu dem sonstigen Gedankenkreis des Dichters zu finden, daß wir alle Fassung verlieren. Und doch ist es uns unmöglich, diese Verwirrung aus einer subjectiven Krankheit des Gemüths herzuleiten. Wenn wir auch nicht historisch wüßten, daß Arnim ein vollendeter Gentleman, eine stattliche und zugleich liebenswürdige Persönlichkeit war, so würden wir es aus vielen Stellen seiner Dichtungen heraus empfinden. Auch bei seinen allertollsten Einfällen wird es uns klar, daß es nicht bloß zufällige Eingebungen und Launen sind, sondern daß der Dichter mit einer bestimmten, bewußten Absicht und Reflexion an's Werk

gegangen ist. Aber welches diese Absicht sein konnte, das zu errathen fällt uns schwer. Außerdem ist die Arbeit, die er an unmögliche Aufgaben verschwendet, bis in's Kleinste so sauber ausgeführt, und zeigt so viel poetischen Verstand, daß es uns noch schwerer wird, zu begreifen, wie eine solche Bildung auf so unerhörte Irrwege gerathen konnte. Ein Verständniß darüber können wir nur gewinnen, wenn wir die Richtung seiner Zeit, die sich in ihm fixirte, schärfer in's Auge fassen, und wenn wir zu diesem Zweck auch etwas weit ausholen, so dürfte das darin seine volle Rechtfertigung finden, daß es uns hier nicht auf die Charakteristik des Dichters an sich, sondern auf die Charakteristik seines Princips ankommt.

Die Richtung, die sich in ihm fixirte, war das Princip, welches aus dem 18. in's 19. Jahrhundert überleitete. Den Anfang des 19. Jahrhunderts müssen wir für Deutschland nicht in's Jahr 1800, sondern in's Jahr 1806 verlegen. Mit diesem Jahr werden zwei einander ganz scharf entgegengesetzte Perioden so bestimmt von einander geschieden, wie es nicht leicht in einer literarischen Entwicklung zum zweiten Mal vorkommt. Die Schlacht von Jena war der Wendepunkt der deutschen Geschichte, und man könnte nicht nur in der allgemeinen Richtung der Literatur und des politischen Lebens, sondern fast bei jedem einzelnen bedeutenden Schriftsteller die innere Wiedergeburt nachweisen. Am meisten fällt das bei denjenigen Schriftstellern auf, die man unter dem Namen der romantischen Schule zusammenfaßt, bei denen man es aber gewöhnlich übersieht, daß sie in den zwei verschiedenen Perioden ihres Wirkens eine ganz verschiedene Richtung verfolgten. Sie waren zwar schon vor jenem Wendepunkt den herrschenden Dichtern durch ihre Uebertreibungen unbequem, aber diese Uebertreibungen gingen doch in derselben Richtung, die das Wesen der ganzen damaligen Poesie und Philosophie charakterisirte. — Sie gehörten bis zu jener Zeit eben so wie Schiller, Goethe, Schelling, Schleiermacher u. s. w. der kosmopolitischen, wesentlich durch das griechische Alterthum bestimmten Bildung an. Erst als das gesammte Nationalgefühl sich zu einem energischen und exklusiven Selbstbewußtsein steigerte, pflanzten auch sie die christlich-germanische Fahne auf.

Ein Ereigniß, welches nur ein Jahr vor der Schlacht von Jena eintrat, und nicht wenig dazu beitrug, die geschlossene Phalanx der schönen Literatur zu brechen, war Schillers Tod. Schiller hatte nicht nur durch seine persönliche Einwirkung auf das deutsche Publicum, die damals doch bedeutender war, als die irgend eines seiner Nebenbuhler, sondern hauptsächlich durch sein Zusammenwirken mit Goethe die Sache der Kunst, wie man sie damals verstand, aufrecht gehalten. Gab es auch im Kreise der ausgewählten Geister selbst im Einzelnen viele Reibungen und Zwistigkeiten, so waren sie dem Philister gegenüber, wie man es damals nannte, doch alle einig, und gerade die Elasticität in dem Wesen Schiller's, sein ungestümer schöpferischer Drang und seine Intoleranz trug wesent-

lich dazu bei, in diese bunte Heerschaar eine gewisse Ordnung und Disciplin zu bringen. Durch Schiller's Tod ist Goethe sehr vereinsamt, und wenn auch seine dichterische Kraft nicht erlosch, so hatte er doch nicht mehr jenen frischen Muth, sich an die Spitze der geistigen Bewegung zu stellen. Er ist seit der Zeit mehr bestimmt worden, als daß er bestimmt hätte.

Wenn wir aber den Gegensatz zwischen jenen beiden Perioden, in der Dichtung wie im Leben, schärfer charakterisiren wollen, so müssen wir ihn auf seinen philosophischen Ausdruck zurückführen, den wir hier natürlich nicht in seiner metaphysischen Bedeutung und Entwicklung verfolgen wollen, sondern nur als einen correctern Ausdruck für die dunkeln Regungen des Geistes im Allgemeinen anwenden. Diejenige Philosophie, welche bis zu dem geschilderten Wendepunkt in Deutschland herrschte, und die sich noch in Fichte's Schriften aus den Jahren 1803 und 1805 („die Bestimmung des Menschen“ und „das Wesen des Gelehrten“) auf eine glänzende Weise aussprach, der transcendente Idealismus, fällt ungefähr mit dem zusammen, was man in der Poesie Sentimentalität nennt, wenn man diesen Ausdruck nämlich so erweitert, wie es Schiller in seiner Abhandlung über das Naive und Sentimentale gethan hat. Schiller war in jener Abhandlung in soweit im Irrthum, als er der ganzen modernen Poesie einen Charakter beilegen wollte, der eigentlich nur seiner eigenen Periode zukam. Das philosophische System, welches sich seit der Zeit geltend gemacht hat, und welches man unter dem Namen der Identitätsphilosophie begreift, fand seinen ersten bedeutenden Ausdruck in Hegel's Phänomenologie, die ein Jahr nach der Schlacht bei Jena erschien. Der Gegensatz dieser beiden Systeme bezieht sich keineswegs ausschließlich auf die Metaphysik, er läßt sich in allen Richtungen der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft, der Politik, ja selbst des socialen Lebens verfolgen und ist der eigentliche Schlüssel für das Räthsel der unser Leben bewegenden Gegensätze.

Das Wesen der ältern sentimentalischen Philosophie und Poesie, die in Deutschland mit dem Augenblick beginnt, wo Deutschland überhaupt anfing, selbstständig zu denken und zu empfinden, also mit Klopstock, Lessing, Kant, Goethe n. s. w., war die Voraussetzung, daß das Ideal der Wirklichkeit in ewiger Trennung gegenüberstehe; das Wesen der neuern Philosophie und Poesie dagegen ist die Annahme, daß das Eine mit dem Andern zusammenfallen muß, und der Versuch, dieses Zusammenfallen künstlerisch oder dialektisch zu vermitteln. In unseren Tagen wird die Bildung, gleichviel ob sie durch ein bestimmtes Bewußtsein vermittelt ist oder nicht, wol schon so allgemein verbreitet sein, daß man die letztere Richtung der Philosophie als die richtige begreift. Man wird einsehen, daß die Kunst nur die Aufgabe haben kann, das wirkliche Leben zu idealisiren, nicht ihm ein fictives Leben gegenüberzustellen, und daß die Philosophie wie die gesammte Wissenschaft die Aufgabe hat, die Welt verstehen zu lernen, nicht aber, ihr und dem

lieben Gott eine Welt der Einbildung entgegenzustellen, wie sie eigentlich hätte sein sollen, und wozu sie nur durch die Unfähigkeit des Schöpfers sich nicht hat erheben können. Darüber darf man aber nicht übersehen, daß vorläufig nur die Intention die bessere ist, daß aber die voreilige, vermessene Ausführung des richtigen Principis zu viel größeren Absurditäten führen kann, als die naive und ehrliche Ausführung eines an sich fehlerhaften Principis. Als ein schlagendes Beispiel können wir die beiden Theile des Faust betrachten. Der erste Theil gehört offenbar der Periode des transcendentalen Idealismus, der zweite, so wie bereits der Prolog des ersten, der Periode der Identitätsphilosophie an. Nun ist es freilich viel richtiger, die Irrungen des menschlichen Geistes nur als ein Uebergangsmoment zur Vervollkommnung zu betrachten, wie es im zweiten Theile geschieht, als sie wie eine Anklage gegen Gott hinzustellen, und in sofern kann man sagen, daß seiner Intention nach der zweite Theil des Faust einer höhern Bildungsstufe angehört, als der erste. Ueber das wirkliche Werthverhältniß dieser beiden Gedichte wird aber kein Zweifel obwalten. Im ersten Theil wird der freilich unvollkommene Standpunkt der Bildung, so weit das bei einer in's Unermeßliche hinüberstreichenden Frage überhaupt möglich ist, klar und präcis ausgedrückt; im zweiten dagegen geht über der vollständigen Verwirrung und Unklarheit der Ausführung der richtige Grundgedanke verloren. Ein ganz ähnliches Verhältniß besteht zwischen Fichte's „Bestimmung des Menschen“ und Hegel's „Phänomenologie.“ Daraus ist zu erklären, daß in einer spätern Periode die alte scheinbar überwundene Sentimentalität in der neuen Form des Welt Schmerzes sich noch einmal, und zwar viel lauter und anspruchsvoller als vorher geltend machte, daß Byron, Heine und die Ausgeburten des Socialismus in einer Zeit die Literatur beherrschen konnten, wo man doch schon gelernt hatte, daß Vernunft und Wirklichkeit zwei Begriffe sind, die nur zusammen gedacht werden können. Freilich hatte man diesen allgemeinen Satz gehört, aber er war nicht wirklich ausgeführt worden, er hatte vielmehr in dem Versuch seiner Ausführung zu Conflicten geführt, die noch viel wunderlicher aussahen, als die Sentimentalität der früheren Periode, z. B. zu den Doctrinen der historischen Schule, einem realen Ausfluß der Identitätsphilosophie.

Wir müssen noch einen Augenblick bei jener Periode der Sentimentalität stehen bleiben. Alle unsre Denker und Dichter waren darin befangen. Was Rousseau in seinem Emile, seiner Heloise und seinem Gesellschaftsvertrag, freilich mit größerer Leidenschaft und in populaireren Formen, als Coangelium der Welt verkündet hatte, war von der deutschen Philosophie, namentlich von Kant und Fichte, der Sache nach mit einer viel größern Consequenz durchgeführt worden. Sie hatten die sogenannte Wirklichkeit nicht bloß als ein Unrecht gegen die Ideale des Herzens und des Verstandes, sondern geradezu als einen Aberglauben der Phantasie in das Reich der Schatten zu verbannen, und nach der Zer-

trümmern dieser Welt auf die Souverainetät des sittlichen Ideals eine neue reiche Welt aufzubauen getrachtet. Sie hielten mit gleicher Strenge Gott und dem Menschen die Nothwendigkeit einer bessern Welt im Himmel oder auf Erden entgegen. In der Poesie konnten diese Rechtsansprüche nur im Einzelnen und daher, wenn auch mit lauterem Ton, doch wesentlich in einer bescheidenern Haltung ausgeführt worden. Was wollte die Kühnheit, mit der sich Faust, Werther, Karl Moor u. s. w. der bestehenden Weltordnung gegenüberstellten, gegen die triumphirende Siegesgewißheit sagen, mit der Fichte in seiner „Bestimmung des Menschen“ dem lieben Gott das Reich des Ideals octroyirte! Die Dichtung mußte endlich zur Resignation kommen. In der ersten Ausgabe seiner „Götter Griechenlands“ nahm sich Schiller der verloren gegangenen Schönheit mit einer gewissen Leidenschaft an. Seine sehnüchtige Liebe zum Alterthum war zugleich ein Haß gegen die christliche Barbarei. In der zweiten Ausgabe kommt er zu dem Resultat, daß, was unsterblich im Gesang leben solle, im Leben untergehen müsse. Diese Idee zieht sich wie ein rother Faden durch seine gesammte Poesie. Die idealen Gestalten, sein Posa, Max und Thekla, die Jungfrau u. s. w. sind das nothwendige Opfer des Lebens. Daß in diesem von den Bedingungen der Welt geschiedenen Idealismus eine gewisse Schuld liegt, hat er z. B. in seinen Briefen über Don Carlos mehr instinktmäßig herausgeföhlt, als wirklich dargestellt. Ganz dasselbe Verhältniß findet bei Goethe statt. Götz, Egmont, Leonore, Mignon, Ottilie u. s. w. gehen unter, weil sie zu gut für diese Welt sind, und wenn der Untergang nicht wirklich stattfindet, so wird er durch eine schmerzliche Resignation ersetzt, wie das Lebewohl der Iphigenie. Das schmerzliche Bewußtsein dieser allgemeinen Resignation führte zu der Vorstellung, die ideale Welt im Gebiet der Kunst als eine vollkommen vom Leben geschiedene für sich darzustellen; eine Idee, die durch die forcirte Genialität des Weimarer Treibens verstärkt, und durch die romantische Schule mit aller Breite und Verbissenheit einer einseitigen Doctrin in kritischen und poetischen Werken ausgeführt wurde. Wir wissen sehr wohl, daß in dieser Periode unsrer Dichtung auch die Versuche einer entgegengesetzten Tendenz nicht fehlten, wie z. B. in „Hermann und Dorothee“; es kommt uns aber hier nur auf die Hauptrichtung an, und diese war ganz verschieden der Glaube, daß das Schöne nicht wirklich sei, und daß daher die Kunst die Aufgabe habe, es aus eigener Kraft hervorzubringen, wieder nicht für die Wirklichkeit, sondern lediglich für sich selbst. Mit dieser Trennung vom wirklichen Leben hängt die Gleichgiltigkeit, ja selbst die Abneigung gegen die bestimmte Nationalität und deren sittliche Voraussetzungen zusammen; jenes Traumleben unter den Göttern Griechenlands, jene Erneuerung der antiken Formen, z. B. auch in der Baukunst unter ganz ungünstigen und widersprechenden Verhältnissen, weil man es für unanständig hielt, zu bauen, um zweckmäßig zu wohnen, und es vielmehr für die Aufgabe der Baukunst betrachtete, eben so wie für

die Aufgabe der übrigen Künste, ein schönes Bild herzustellen; jener Cultus der Humanität, der das ganze Weltall umfaßte und alle individuellen Unterschiede zu verwischen glaubte; jene Freimaurerei, die weit über die Grenzen dieses Ordens hinausging und eine fictive Welt des Guten, ein Vorbild der spätern Ritter vom Geist, der wirklichen Welt entgegensetzte. Wenn die Schlegel später auf das Mittelalter, auf den Katholicismus, auf Indien zurückgingen, so vertraten diese neuen Spielräume der Phantasie nur die Stelle des bekannten und daher schon trivial gewordenen classischen Alterthums; sie gehörten aber derselben sentimentalischen Richtung an, die, unfähig, dem Reich der Ideale einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben, unter den Wundern beider Hemisphären herumstöberte, um für ihren neuen Tempel die Bausteine zusammenzufinden.

Die Schlacht bei Jena war, wie schon gesagt, der electricische Schlag, der im Bewußtsein der gesammten Nation eine totale Widergeburt hervorrief. Die harten Schläge, die das deutsche Volk erlitt, zeigten ihm, daß das lustige Schloß der Ideale keine sichere Behausung sei, und daß es selbst, um nur ruhig schwärmen zu können, sich erst zu Hause sicher einrichten müsse. Man erkannte es als die wahre Aufgabe der Kunst, dem wirklichen Leben einen idealen Charakter zu geben. Zu diesem Zweck mußte sie sich aber erst in das wirkliche Leben vertiefen. Das wirkliche Leben konnte kein anderes sein, als die Rationalität, wie sie sich geschichtlich individuell entwickelt hatte. Auf diese Weise hängt der Germanismus, die Reaction gegen die Antike und das Weltbürgertum mit dem zusammen, was wir früher als Identitätsphilosophie bezeichnet haben. Das Reich des Guten, Schönen und Idealen muß da gesucht werden, wo man sich befindet. Das war in beiden Gebieten der leitende Grundsatz; ein sehr richtiger Grundsatz, der aber nur zu bald wieder auf die seltsamsten Abwege führte.

Früher hatte sowol die Partei der französischen Aufklärung, als die Partei der deutschen Kunst das, was sie billigen konnte, nach einem allzu strengen und einseitigen Maßstab gemessen. Die Aufklärung erkannte nichts Irrationelles an, obgleich schon ihre Lieblingswissenschaft, die Mathematik, sie hätte überführen können, daß man unter Umständen allerdings mit irrationalen Größen rechnen muß; die absolute Kunst hatte keine Form gelten lassen, die ihren typischen Vorstellungen widersprach, obgleich doch selbst die Musik Dissonanzen zu verwerthen weiß. Wenn die Reaction gegen diese Einseitigkeiten also dabei stehen geblieben wäre, das Irrationelle und das Dissonirende als aufzulösende Momente in Wissenschaft und Kunst einzuführen, so wäre der Gewinn ein unbestreitbarer gewesen. Aber es lag die Neigung zu nahe, das Verhältniß umzukehren, und das, was früher verworfen war, als das allein Berechtigte darzustellen. Wenn im frühern Lehrbuch der Aesthetik das Schöne als nicht wirklich und das Wirkliche als nicht schön aufgefaßt war, so war man jetzt im Gegentheil geneigt, zu behaupten, alles Wirkliche, d. h. alles in der zufälligen Erfahrung Wahrgenommene, sei schön,

und dann weiter, nur das sei schön, was den gewöhnlichen Begriffen von Schönheit widerspräche. Von da bis zu dem Gegensatz: Schön ist häßlich, häßlich schön, ist nur noch ein Schritt, und es ist in der That so weit gekommen, daß eine nicht unbedeutende Schule im Häßlichen den ausschließlichen Gegenstand der Kunst gesucht hat. Ganz eben so wie mit den ästhetischen Empfindungen machte man es mit dem Gebiet der Sittlichkeit und der reinen Gedanken. Früher hatte man für gut nur das gelten lassen, was mit dem Katechismus des kategorischen Imperativs übereinstimmte; jetzt wurde nur das Individuelle, das dem Gesetz Widersprechende, oder wenigstens aus dem Gesetz nicht Herzuleitende als berechtigt erachtet. Früher hatte man nur klare und übersichtliche Gedanken in das Reich der Begriffe aufgenommen; jetzt verachtete man jeden Gedanken, der nicht etwas Irrationelles, Unauflösliches enthielt, als flach und trivial. Bis zu welcher Verwirrung dieser Satz der Identität getrieben werden kann, geht ins Unglaubliche: das Lächerliche ist das Erhabene, das Sonderbare ist das Regelmäßige, das Unbedeutende ist das Bedeutende, das Absurde ist das Vernünftige, das Wunderbare ist das Gewöhnliche, das Unmögliche ist das Nothwendige n. s. w. In dieser Darstellung liegt nicht die geringste Uebertreibung, wenn man die damalige Literatur unbefangen betrachtet.

Es ist das ein Mißverständniß der geistigen Freiheit, wie man es auf dem religiösen Gebiete eben so und vielleicht noch schärfer markirt antrifft. Alle Welt ist jetzt darüber einig, den Pantheismus als etwas Irreligiöses und Unstittliches zu verwerfen, und zwar ganz mit Recht, wenn man blos seine neueste Phase in Anschlag bringt, während er doch ursprünglich nur eine Erhöhung und Idealisierung des religiösen Gefühls ist. Gegen die Einseitigkeit der altchristlichen Katechetik, welche unfähig war, die Welt irgendwie zu verstehn, wenn sie nicht jeden Augenblick die Hölle zu Hilfe nahm, um die ewigen Rechnungsfehler Gottes zu corrigiren, war es unstreitig ein sittlich religiöser Fortschritt, wenn man auch das Böse mit in dem Weltplan aufnahm' und es als ein Uebergangsmoment zur Verwirklichung der göttlichen Ideen betrachtete. Allein es liegt hier die Verwirrung zu nahe, zuerst nur in dieser Beziehung, dann aber überhaupt das Böse als gleichberechtigt neben das Gute zu stellen und endlich den Unterschied ganz und gar aufzuheben. Dieser Wahnsinn des Pantheismus ist im gegenwärtigen Augenblick im Gebiet der schönen Literatur beinahe das herrschende Princip, und daß die ästhetischen, sittlichen und religiösen Begriffe ihrem wesentlichen Charakter nach zusammenfallen, ist nicht gerade eine neue Erfahrung.

Die angemessene Kunstform, in welcher sich diese Idee, oder vielmehr die Reaction gegen die bisherige Exklusivität des Schönen, Guten und Wahren aussprechen konnte, war der Humor. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß man den Humor aus jener Gesinnung ableiten, oder daß Beides stets zusammenfallen müsse. Um sich von der Verkehrtheit dieser Ansicht zu überzeugen, darf

man nur Jean Paul und Arnim vergleichen. Auch Jean Paul geht, wie alle Humoristen, darauf aus, durch das anscheinend Komische zu rühren, durch das anscheinend Rührende zu belustigen, das anscheinend Bedeutende in seiner Kleinlichkeit zu analysiren, für das anscheinend Unbedeutende Interesse zu erregen u. s. w. Aber wohl gemerkt, er weiß immer sehr wohl, und er stellt es auch seinen Lesern immer sehr deutlich heraus, daß hier nur von einer anscheinenden Vermischung der Gegensätze die Rede ist. Die Mittel, die er zur Nührung anwendet, sind nur scheinbar, nur einer trivialen Auffassung gegenüber komisch, in der That aber verdienen sie wirklich die Theilnahme, die sie erregen sollen, und wenn sich der Dichter zuweilen irrt, so liegt das wenigstens nicht in seiner Intention. Für ihn besteht ein sehr bestimmter Unterschied zwischen gut und böse, schön und häßlich, wahr und unwahr. Auch wo er zu spielen und zu tändeln feint, ist es ihm um die Sache selbst Ernst, und jeder Leser muß es herausfühlen, daß es ihm Ernst ist. Ganz anders bei der Richtung, als deren Vertreter wir Arnim charakterisiren. Wenn auch in seinem Geist ein sehr bestimmter Unterschied bestehen mag, so zeigt er ihn doch nicht; er überläßt es vielmehr jedem Einzelnen, für das Labyrinth seiner Gedanken und Empfindungen den Leitfaden selber herauszufinden. Dargestellt ist nicht der geringste Unterschied. Der bare Unsinn tritt als gleichberechtigt neben die Vernunft, der Aberglaube neben die Aufklärung, der Schein neben das Wesen, die Lüge neben das wahre Gefühl, und, wenn wir trotz dem sehr häufig einem starken Gefühl, einer lebhaften und klaren Vorstellung und einem tiefen Gedanken begegnen, so dient das nur dazu, uns noch mehr zu verwirren, denn es schließt die Möglichkeit einer naiven, unbefangenen Tändelei aus. So ist z. B. die Anwendung der überfünftlichen, unterirdischen Welt, des Spuks in der Poesie, wie in der Kunst überhaupt, doch nur unter zwei Umständen zu erklären: entweder will man Schauer erregen, oder durch die übermüthige Anwendung grotesker Formen eine ausgelassene Lustigkeit. Bei Arnim weiß man aber nie, welches von diesen beiden er bezweckt. Er erregt keinen Schauer, denn er hebt die Gespensterfurcht beständig durch burleske, offenbar einem komischen Zweck dienende Einfälle auf; aber er ruft auch keine Lustigkeit hervor, denn er nimmt zugleich die Sache ernst. Nun kann zwar zuweilen der komische Eindruck dadurch noch verstärkt werden, daß man eine ehrbare Miene aufzieht, aber dann muß man wenigstens nachträglich merken, daß diese Gravität nur eine scheinbare ist. Das merkt man bei Arnim nicht, und darum wird man fortwährend befangen und bleibt in einem unangenehmen Zweifel. Beispiele dazu würden sich auf jeder Seite finden; wir heben nur einige heraus. Der Gegenstand seines Romans „Die Kronenwächter“ ist eine geheime Verbindung zu den Zeiten der Reformation, um die Hohenstaufen wieder auf den Thron zu setzen. In diesem Zweck geschieht eigentlich nichts Anderes, als daß das Geschlecht der Hohenstaufen im Verborgenen beständig fortgepflanzt wird. Da das Jahrhunderte lang getrieben wird, so muß

man es als eine sehr komische Art von Verschwörung begreifen, und der Dichter geht offenbar zuweilen auch auf einen komischen Eindruck aus, aber im Allgemeinen ist die Stimmung eine ernste, tragische, und so liegt für uns die Unzweckmäßigkeit des Verfahrens nicht bloß in dem dargestellten Gegenstand, sondern in der Auffassung des Dichters selbst. Der Dichter hat unstreitig das Recht, das Thörichte in jeder Form darzustellen, aber wir müssen das Gefühl haben, daß er sich darüber erhebt, und wenn das nicht der Fall ist, so wird es um so verdrießlicher, wenn wir zugleich die Empfindung haben, daß der Dichter eigentlich gebildet genug wäre, um sich wirklich darüber zu erheben. So wird in der „schönen Isabelle“ ein tochter Bärenhäuter dargestellt, ein Geizhals, der neben seinem Schatz vergraben liegt, und der durch seinen fortlebenden Geiz, als dieser Schatz gehoben wird, sich angetrieben fühlt, ihm zu folgen und um ihn wieder zu erlangen, sich in Dienst zu geben. Er erhält täglich einen bedeutenden Lohn, und hat zunächst nur den Gedanken, so bald wie möglich zu seinem Schatz wieder zu kommen. Nun aber ist er sehr stark, und dadurch wächst ihm immer neues Fleisch an. In diesem neuen Fleisch liegt zugleich menschliche Gutmütigkeit, und während er als Gespenst dem gemeinsten Egoismus folgt, läßt er sich als Halblebendiger von natürlichen Gefühlen bestimmen. Das ist offenbar eine auf das Komische, Phantastische angelegte Erfindung; sie wird aber mit so breitem Pragmatismus ausgeführt, daß wir jene Freiheit der Phantasie, welche der komische Eindruck voraussetzt, darüber verlieren, und zugleich mit so viel ernsthafter Moral zersezt, daß wir zuletzt wirklich nicht mehr wissen, ob nicht am Ende doch die ganze Sache ernsthaft gemeint ist. Für manche sehr fein gestimmte geniale Gemüther ist diese Unklarheit der Empfindung freilich ein würzender Hautgout, für uns aber schmeckt sie doch zu sehr nach der Fäulniß. Vollends unbegreiflich ist es aber, wie Heine in seiner romantischen Schule diese Arnim'schen Erfindungen den Franzosen als das Höchste hat darstellen können, was die Deutschen im Gebiete des Schauerlichen geleistet haben, während doch selbst die Intention des Dichters nicht unbedingt darauf ausging.

Wir kommen auf das Einzelne noch im Weiteren zurück, hier wollten wir nur so viel feststellen, daß bei einem feingebildeten Geist, wie Arnim, eine so unbegreifliche Verirrung nur aus einer allgemeinen Richtung der Zeit zu erklären ist, die sich in formaler Beziehung an die Identitätsphilosophie anknüpft. Wir gehen nun zunächst auf das Stoffliche ein.

Die germanistische Richtung im Gegensatz zu der antiken mußte im Laufe der Zeit nothwendig eintreten; die Erschütterung der Schlacht bei Jena hat sie nur gefördert. Die Aufklärung wie der Classicismus hat im 18. Jahrhundert bei allen Nationen zu viel gethan. Man hatte das ganze Mittelalter, die große Vorzeit der historischen Stämme, bei Seite geworfen, und es war daher nicht anders möglich, als daß man endlich hinter die Einseitigkeit dieser Vorstellung

kommen, und sich eben dadurch zu einer übertriebenen Schätzung veranlaßt sehen mußte. In diesem Sinne erhob sich in Frankreich Chateaubriand als Vorkämpfer für das national gewordene katholische Christenthum, in diesem Sinn stellten in England Burke und Walter Scott den ritterlichen Geist der Vorzeit, der in den pragmatisirenden Geschichtschreibern der schottischen Schule nicht zu seinem Recht hatte kommen können, in seinem vollen Fleisch und Blut wieder her. Auch die eigentlichen Romantiker in Deutschland hatten trotz ihrer antiken Bildung und ihres Weltbürgerthums dringend auf die deutsche Vorzeit hingewiesen; allein sie unterschieden sich in einer doppelten Beziehung von den neueren Vertretern des Germanismus. Einmal gingen sie mit besonderer Vorliebe auf diejenige Zeit des Mittelalters zurück, welche zu dem wirklichen Leben des Volks nicht mehr das geringste Verhältniß hatte, die Zeit des Kaiserthums, der Ghibellinen, der italienischen Kriege, des Katholicismus, der schwäbischen Hofpoeten; sodann faßten sie die Vorzüge des Mittelalters nicht vom natürlichen, nationalen Standpunkt, sondern symbolisch. Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß sie vielfach anregend gewirkt haben, so ist doch auch hier ihr Einfluß mehr verwirrend, als belehrend gewesen. So nimmt sich z. B. Friedrich Schlegel in seiner „Geschichte der Literatur“ der gothischen Baukunst an, aber nicht in dem Sinne, daß jene Baukunst wirklich national war, daß sie durch das Klima, das Baumaterial, die bestimmten Zwecke bedingt und durch eine organische Entwicklung zu einer eben so schönen als zweckmäßigen Form gelangt war, daß sie ferner in jeder Weise mit sich übereinstimmte, daß die Kirchen, die Burgen &c. in ihrer Art nicht vereinzelt dastanden, sondern dem Charakter der Städte, der Landschaften, des ganzen Volkslebens entsprachen. Er faßt sie vielmehr so auf, als ob höher gebildete Geister der Nation in ihnen ein geheimnißvolles Symbol ihrer Ideen hätten geben wollen, die Kreuzform, die sehnsüchtig himmelanstrebenden Pfeiler, die Rose als Hauptverzierung u. s. w. Das ist eben der Hauptfehler der romantischen Kritik, statt wirklicher Charakteristik symbolisch zu tändeln. Heine hat nachher auf seine Weise mit gleichem Recht oder Unrecht die gothische Baukunst nach der entgegengesetzten Seite hin erläutert. Ihm ist das Kreuz nur ein Symbol des beständigen Leidens, welches das ganze Leben begleiten soll; die Rose das Symbol des Blutes, das Gott zum Opfer vergossen werden soll; die bemalten Fenster sollen in der ganzen Kirche die unheimliche Farbe des Citrus und der Wunden verbreiten &c. Das Eine wie das Andre hat eine gewisse Wahrheit, aber der Uebelstand ist, daß die Hauptsache wegbleibt. — Es kam bei den Schlegels die von vorn herein katholischstrende Richtung in's Spiel, die sie das eigentliche Leben des Volks, das Städtewesen und die Zeit der Reformation, jene Zeit, wo Handwerk und Kunst einerseits, Religion und Kunst andererseits identisch war, verkennen ließ. Die praktische Vernunft war ihnen so zuwider und ihre Auffassung der Kunst so aristokratisch, daß man wol sagen kann, sie waren gegen die Thatsachen des

specifisch Deutschen Lebens vollkommen blind. In dieser Beziehung ist in der neuern germanistischen Richtung ein ungeheurer Fortschritt eingetreten, nicht nur, was die Gelehrsamkeit und das Wissen betrifft, sondern auch für das Gefühl und das gemüthliche Verständniß. In einzelnen Scenen, die uns Armin aus der Zeit der Reformation darstellt, geht uns eine so große Fülle wahrhaft geschichtlichen Lebens auf, ein so tiefes Verständniß der Zeit bis in ihre kleinsten Nuancen hinein, daß wir nur mit dem lebhaftesten Bedauern ihn in die Abwege gerathen sehen, die ihn von der Bahn eines Walter Scott entfernt haben. Gleichsam vorahnend spricht sich in seinen Romanen die höhere Auffassung der Geschichte aus, die unsrer Zeit als Ideal vorschweben muß, nämlich die Aufgabe, ein concretes Leben wieder herzustellen, nicht bloß ein Referat über einzelne Seiten der Politik mit hinzugefügten Reflexionen.

Wir haben bei der sogenannten historischen Schule in der Regel nur die politische Seite im Auge, die uns in ihren schlimmen Folgen zu nahe liegt, um ganz unbefangen über sie urtheilen zu können. In der That ist niemals mit frecheren Sophismen der Wahrheit in's Gesicht geschlagen worden, als von diesen Advocaten der Theokratie und des Absolutismus. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß trotzdem ihre Verdienste um die Geschichte sehr groß waren. Freilich war nichts so thöricht, als wenn sie eigentlich mit einem bloßen Witz, mit dem Vergleich des Wachsthum einer Pflanze mit dem Wachsthum eines Staats, den Gedanken und den Begriff aus der historischen Entwicklung verbannen wollten, aber sie haben doch mit großem Recht und mit entschiedenem Erfolg das allgemeine Bewußtsein darauf hingeleitet, daß in der Entwicklung der Nationen ein specifischer Geist sich geltend macht, gegen den ankämpfen zu wollen, von den Einzelnen ein ebenso vermessenes als thörichtes Unternehmen ist. Diesen Geist der Nation haben sie nun durch die Auffindung seiner mannichfaltigen Erscheinungen in allen Seiten des Volkslebens darzustellen gesucht, und seitdem diese Untersuchungen wissenschaftlich so in's Große getrieben sind, wie durch die Gebrüder Grimm, können wir wol behaupten, wenigstens in unsrer Vorzeit zu Hause zu sein. Vielleicht wird es uns allmählich gelingen, uns auch in unsrer Gegenwart zurecht zu finden.

Der Gegensatz dieser neuern Romantiker gegen die ältern, der sich aus der tiefern und concretern Auffassung des deutschen Lebens nothwendig ergab, war unter Anderem auch der, daß sie entschieden protestantisch und in Beziehung auf die Entwicklung der wirklichen Verfassung Deutschlands entschieden antighibellinisch waren. Wenn man sich nur die Mühe giebt, es aufzusuchen, so findet sich in der Beurtheilung des deutschen Lebens bei Armin ein viel gesunderer Sinn und ein viel tieferes Verständniß, als bei einer großen Zahl der Tugendbündler, Burschenschaftler und frisch-froh-fromm-freien Turner, die deutsch zu sein glaubten, wenn sie eine höchst abenteuerliche Tracht anlegten, sich in einer höchst sinnlosen

und unzusammenhängenden Sprache ausdrückten (wie z. B. Zahn in allen seinen Schriften), eine fromme Miene machten und dann als Ideal einer deutschen Verfassung eine Studentenrepublik mit einem hohenzollernschen Kaiser an der Spitze aufstiften. Vielleicht hat Arnim bei seinen „Kronenwächtern“ eine geheime Satyre gegen diese unhistorischen Deutschthümer vorgeschwebt.

Wir gehen nun auf das Einzelne über, indem wir noch einmal an den leitenden Gesichtspunkt erinnern. Im Jahr 1806 war die Romantik in ihrem Bemühen, das absolute Ideal darzustellen, zu der Erkenntniß gekommen, daß man das große Werk erst im Einzelnen durchführen, daß man zuerst alle Schichten des Empirischen mit diesen Ideen zersetzen und durchdringen müsse, ehe die Menschheit in den Tempel des Einen und Allen geführt werden könne. Nur durch die vollständigste Durchdringung des Besondern, Eigenthümlichen, Unvermittelten mit dem Geist der Romantik könne die Einheit des Idealismus und Realismus herbeigeführt werden — das war die Ansicht, in der sich Arnims poetische Wirksamkeit figürte, in der sich seine Entwicklung abschloß. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir das sonst Unerklärliche in seinen Erfindungen begreifen. (Fortsetzung folgt.)

## Berlin und Hamburg.

Gleich bei der Ankunft mit der Eisenbahn wird der Reisende den Unterschied zwischen beiden Orten bemerken. Sein erster Blick in Berlin trifft die Pickelhauben der Militärposten und Constabler. Er darf ohne genaue Prüfung seiner Legitimationspapiere den Perron des Bahnhofes nicht verlassen; aber man wird zugeben müssen, daß fast alle mit derselben beauftragten Beamten ihr Amt mit großer Artigkeit und Schnelligkeit erfüllen. Wer ein recht bewegtes Reiseleben geführt hat, wird den Vorzug erkennen, den preußische Polizei-, Post- und gar Steuerbeamten vor allen ihren übrigen Kollegen in fast sämmtlichen europäischen Staaten verdienen. In Hamburg steht der Reisende nichts von dergleichen polizeilichen Zurüstungen, kein Constabler empfängt ihn am Bahnhofe, kein Wirth präsentirt ihm in ängstlicher Hast das Fremdenbuch. Wochenlang kann ein Fremder im Gasthause leben, ohne daß die Polizei die mindeste Notiz von ihm zu nehmen scheint. Ganz ohne Beobachtung wird er übrigens nicht bleiben. Nur dem Hamburger, oder einem geübten Auge kenntlich, stehen bei der Ankunft jedes Zuges mehrere einfach gekleidete Männer, mit rundem Hut und zugeknöpftem Rocke umher, die, scharfen Blickes, alle aussteigenden Fremden die Musterung passieren lassen. Nicht selten werden Arrestationen vorgenommen, denn die Polizei ist durch den Telegraphen von der Ankunft eines verdächtigen Fremden unterrichtet,